
EIN TAG IM WATERTON LAKES NATIONALPARK

4. Juni – Waterton Lakes Nationalpark

Morgens, 7:30 Uhr. Die Sonne lacht, die Luft ist frisch, der Kaffee duftet – und zum Glück: die Heizung läuft. Seitdem wir endlich Gas gefunden haben, fühlt sich unser Wohnmobil wieder wie ein kuscheliges Zuhause auf Rädern an. Schon beim ersten Blick nach draußen sind sie wieder da – unsere kleinen Freunde: die Ziesel, die frechen Erdhörnchen, die uns nun offenbar als zuverlässige Frühstücksquelle betrachten. Sie wuseln, piepsen, schnuppern – und warten geduldig, ob uns ein Krümel entgleitet. Wahrscheinlich haben sie längst eine tägliche Besucherliste.

Heute steht der Waterton Lakes Nationalpark auf dem Programm – und zwar ausführlich. Der Park ist übrigens der kleinste der kanadischen Rocky Mountain Nationalparks, dafür aber ein echtes Juwel: spektakuläre Bergketten, tiefe Seen, blühende Prärien – und all das in einem überschaubaren Radius. Außerdem ist der Park für seine ungewöhnlich reiche Tierwelt bekannt: Schwarzbären, Grizzlys, Hirsche, Dickhornschafe, Kojoten – und natürlich Ziesel in Massen.

Gemütlich frühstücken wir, dann bringen wir endlich die überfälligen Postkarten zur örtlichen Post – ja, hier funktioniert die Welt noch analog. Briefkästen sucht man vergebens, man gibt seine Karten einfach direkt am Schalter ab. Service mit persönlichem Kontakt.

Unser erstes Ziel: Cameron Lake. Der Weg dorthin führt uns über den Akamina Parkway, eine etwa 16 Kilometer lange Panoramastraße, die sich kurvig und gemächlich durch dichte Nadelwälder den Berg hinaufschlängelt. Immer wieder öffnen sich beeindruckende Ausblicke auf die tief eingeschnittenen Täler und die schroffen Felswände, die sich am Straßenrand auftürmen wie steinerne Wächter.

Der Akamina Parkway ist übrigens im Winter häufig gesperrt – hier herrscht dann Lawinengefahr. Im Sommer hingegen ist er ein Genuss – zumindest, wenn keine Baustelle den Fahrfluss ausbremst. Genau wie bei uns.

Ein Bauarbeiter mit roter Kelle winkt uns freundlich aus dem Verkehr. Wir sind offenbar das erste Fahrzeug des Tages – und das scheint seinen Morgen gleich ein bisschen spannender zu machen. Mit breitem Grinsen ruft er uns zu: „Woher kommt ihr?“

„Aus Deutschland!“

„Klasse! Ich habe heute Morgen genau dort drüben einen Schwarzbären gesehen!“ – und ganz entspannt zeigt er auf den Waldrand, keine fünfzig Meter entfernt.

Plötzlich sind wir hellwach.

Deutschland mag das Land der Dichter und Denker sein – aber hier ist man definitiv im Land der überraschenden Bärensichtungen. Leider ist der Bär schon wieder verschwunden. Vielleicht hat er auch einfach Bauarbeiten nicht auf seinem Tagesplan.

Als die Straße wieder freigegeben wird, schlängeln wir uns weiter den Berg hinauf. Die Fahrbahn wird schmaler, die Schneereste am Straßenrand höher – kein Wunder, wir nähern uns dem Cameron Lake auf 1.646 Metern Höhe.

Und dann liegt er vor uns: Ein stiller, tiefgrüner Bergsee, so glatt, als hätte jemand die Zeit angehalten. Die schneebedeckten Gipfel ringsum spiegeln sich perfekt auf der Wasseroberfläche – ein Anblick, der sofort nach einem langen Verweilen ruft.

Cameron Lake

Manchmal verläuft die Grenze zwischen Ländern nicht als Zaun, nicht als Schlagbaum, sondern als kaum sichtbare Linie mitten durch ein Stück unberührter Natur. Cameron Lake ist genauso ein Ort – ein funkelnendes Juwel, das sich sanft zwischen Kanada und die USA schmiegt. Der hintere Teil des Sees gehört bereits zu Montana. Wer hier mit dem Kanu unterwegs ist, kann mit ein paar kräftigen Paddelschlägen theoretisch die Landesgrenze überqueren – ganz ohne Passkontrolle, dafür mit einer

ordentlichen Portion Respekt vor der Natur. Grenzübertritt per Kajak? Ein bürokratisches Graufeld mit Abenteuerbonus. Wahrscheinlich das kanadischste "Schengen-Erlebnis" überhaupt.

In den Sommermonaten wird der Cameron Lake zum beliebten Treffpunkt für Kanufahrer, Radler und Wanderer, die die herrlichen Uferwege erkunden. Doch heute zeigt sich der See in einer ganz anderen, stillen Schönheit. Der Spätwinter hat ihn noch fest im Griff. Die Wanderwege? Entweder tief verschneit oder offiziell gesperrt. Unsere Sommerschuhe wirken hier ungefähr so sinnvoll wie Flip-Flops auf einer Gletscherwanderung. Also bleibt uns nur eines: Wir passen uns an.



Kanada lehrt uns ohnehin immer wieder: Es kommt nicht darauf an, wie viele Kilometer man macht, sondern wie viel Zeit man sich nimmt. Und so bleiben wir. Wir schauen. Wir lauschen. Der See liegt still da, wie ein schlafender Riese. Unter unseren Sohlen knirscht der Schnee, irgendwo tropft Schmelzwasser im gemächlichen Takt – als ob selbst die Zeit hier oben ein bisschen langsamer tickt. Und das Beste: Wir sind ganz allein. Kein Mensch, kein Auto, kein Geräusch außer der Natur. Als hätte der See heute exklusiv für uns geöffnet.

Cameron Lake – ein Ort für leise Momente. Keine Stimmen, keine Motoren, keine Eile. Nur wir, die Stille und der Hauch von Unendlichkeit.

Was den Cameron Lake besonders macht:

- Einer der wenigen Seen Nordamerikas, der zwei Staaten miteinander verbindet – Kanada und die USA.
- Eingebettet in ein uraltes Gletscherbecken, umgeben von steil aufragenden Berghängen.
- Lebensraum für Schwarzbären und Grizzlys – die sich hier gerne in den stillen Morgenstunden oder zur Dämmerung zeigen, während wir beim Frühstück noch ahnungslos in unser Marmeladenbrötchen beißen.

In den Wintermonaten wird die Zufahrtsstraße regelmäßig von Lawinen verschüttet. Die Einheimischen nehmen es mit trockenem Humor: "Kanadas natürlichste Verkehrsberuhigung."

Wir bleiben bewusst in Sichtweite unseres Wohnmobils – nicht, weil wir bequem sind, sondern aus Respekt vor den pelzigen Einheimischen, die hier gelegentlich ihre Runden drehen.

Später geht es zurück – hinunter aus der winterlichen Stille, hinein in die offenen Hügel der Prärie. Unser nächstes Ziel: Red Rock Canyon. Ein ganz anderes Kapitel – und ganz bestimmt wieder eine neue Überraschung. Der Weg dorthin führt über die gleichnamige Straße – eine Route, die schon beim Namen Abenteuer verspricht.

Red Rock Parkway

Eine schmale, rund 15 Kilometer lange Straße, die sich vom charmanten Städtchen Waterton aus durch das offene Tal des Blakiston Creek windet – direkt hinein in eine Welt aus leuchtend rotem Gestein, wie aus einem Landschaftsgemälde der südlichen Rockies.

Zunächst beginnt die Fahrt ganz sanft: links und rechts grüne Wiesen, darüber wogen die Hügel der Prärie wie ein beruhigender Vorhang, der sich langsam öffnet. Doch mit jedem Kilometer ändert sich die Szenerie – die Berge rücken näher, das Tal wird schmaler, die Farben intensiver. Und dann, ganz plötzlich, ist sie da: diese raue, dramatische Kulisse aus rötlichbraunen Felswänden, durchzogen von dunklen Schieferschichten und gekrönt von scharfkantigen Graten. Es ist, als würde die Landschaft

mit jeder Kurve lauter flüstern: "Hier wird Erdgeschichte geschrieben – Schicht für Schicht."

Wir halten immer wieder an den liebevoll gestalteten Aussichtspunkten, die spektakuläre Blicke über das Tal, die umliegenden Berge und den sich schlängelnden Blakiston Creek freigeben. Neben der Schönheit offenbart sich hier auch die Tiefe des Ortes: Infotafeln erzählen nicht nur von geologischen Formationen, sondern auch von der Geschichte der Menschen, die hier lange vor uns lebten. Die Blackfoot First Nation jagte und lebte in diesem Tal – und nutzte die natürlichen Gegebenheiten geschickt für Büffeljagden, bei denen die Tiere in gezielte Fallen oder über Felsabbrüche getrieben wurden. Ein uraltes Wissen, eingebettet in diese stille, scheinbar unberührte Landschaft – die in Wahrheit mehr gesehen hat, als wir ahnen können.

Doch nicht nur Steine und Geschichte beeindrucken – auch die Tierwelt sorgt für Staunen: Der Parkway ist ein Paradies für Wildbeobachtungen. In den frühen Morgenstunden und zur Dämmerung wird die Straße zur Bühne für Naturdrama in Echtzeit. Weißwedelhirsche und Dickhornschafe grasen lässig am Straßenrand, als hätten sie den Tagesablauf mit dem Sonnenstand abgestimmt.

Mit etwas Glück – oder besser: mit Respekt und Geduld – zeigt sich auch ein Bär. Schwarzbären sind hier keine Seltenheit, gelegentlich lassen sich sogar Grizzlys blicken. Kein Wunder also, dass die Straße manchmal gesperrt wird – wenn Meister Petz unterwegs ist, hat er nun mal Vorfahrt.

Der Red Rock Parkway ist weit mehr als nur eine Zufahrt zum Canyon – er ist eine Reise durch Landschaft, Zeit und Lebensraum. Und jede Kurve erzählt ihre eigene Geschichte. Ein besonderes Highlight ist der Frühling, wenn der Parkway sich in ein farbenfrohes Blütenmeer verwandelt. Alpenanemonen, Indian Paintbrushes, Bergastern und viele weitere Wildblumen säumen dann die Straße – ein leuchtendes, botanisches Fest, das Fotografen und Naturliebhaber gleichermaßen begeistert.



Der Red Rock Parkway ist saisonal geöffnet, meist von Mitte Mai bis Oktober. Im Winter übernimmt die Natur das Kommando: Schnee, Lawinen und Stürme machen die Straße dann unpassierbar. Der Red Rock Parkway ist eine dieser Straßen, die man nicht einfach nur fährt – man erlebt sie. Jeder Kilometer erzählt von uralter Erdgeschichte, von der Kultur der First Nations, vom Kreislauf der Natur – und schenkt dabei immer wieder den Blick auf diese spektakuläre, wilde Schönheit, die Kanada so einzigartig macht.

Red Rock Canyon

Am Ende des Red Rock Parkway liegt er plötzlich vor uns, wie ein geologisches Geheimnis, das gar nicht versucht, sich zu verstecken: der Red Rock Canyon. Ein kurzer Blick reicht, und wir sind sprachlos. Es ist nicht nur die Farbe – es ist diese Überraschung, dieses „Das hätte ich hier nie erwartet“-Gefühl. Als hätte jemand aus Versehen das Farbschema der Rocky Mountains vertauscht. Statt Grau, Braun und Grün leuchtet uns plötzlich ein tiefes Ziegelrot entgegen. Die Felsen ziehen sich links und rechts des Bachlaufs in Streifen in die Höhe, durchzogen von smaragdgrünen Mineraladern – ein bisschen, als hätte Mutter Natur an diesem Ort mit Wasserfarben experimentiert. Das klare Wasser gluckert munter durch das Bachbett, so durchsichtig, dass man meint, jeden Kieselstein zählen zu können. Der Bach hat die

Felsen glattgeschliffen – poliert von Wind, Wasser und Geduld.
Wahrscheinlich hat er einfach mehr Zeit als wir.



Der Pfad führt direkt am Bach entlang – mal über breite, flache Steinplatten, mal über schmale, wurzelige Abschnitte. Der Weg ist nicht lang, aber er ist einer, den man langsam geht. Weil die Landschaft leise spricht – und man einfach zuhören muss. Immer wieder bleiben wir stehen, bestaunen die Muster im Gestein, die fast zu leuchten scheinen. Jede Schicht, jede Falte in den Felsen erzählt von einer Zeit, die so weit vor unserer liegt, dass man sich plötzlich winzig fühlt – auf die gute Art.

Der Red Rock Canyon ist kein klassisches Postkartenmotiv – und gerade deshalb bleibt er im Gedächtnis. Er wirkt wie eine aufgebrochene Ader der Erde, eine leuchtende Narbe im Gestein. Tiefrot, von Wasser geformt, eingerahmt von sattem Grün und schroffen Bergen – ein Farbakzent inmitten der rauen Wildnis des Waterton Lakes Nationalparks.

Als wir später weiterfahren, nehmen wir nicht nur ein paar schöne Fotos mit, sondern auch dieses leise, warme Gefühl, als hätten wir ein bisschen von diesem roten Leuchten in uns aufgenommen. Ein inneres Souvenir, das länger hält als jeder Kühlschranksmagnet.

Das Prince of Wales Hotel

Wir kehren zurück nach Waterton – mit einem klaren Ziel vor Augen: uns ein wenig im legendären Prince of Wales Hotel verwöhnen zu lassen. Man darf sich ja ab und zu etwas gönnen. Und tatsächlich: Direkt unterhalb des steilen Hügels finden wir überraschend mühelos einen Parkplatz. Fast zu mühelos, denken wir kurz – als hätte sich dieser Ort heute ausnahmsweise entschieden, es uns leicht zu machen.

Den letzten Anstieg zum Hotel bewältigen wir zu Fuß – eine kurze Strecke, die sich lohnt. Je näher man kommt, desto größer wird die Spannung: Oben angekommen wartet ein Gebäude, das aussieht, als hätte man es aus einem Märchenbuch entnommen. Stolz thront es über dem Tal, als wolle es Besuchern sagen: „Willkommen – hier beginnt eure Geschichte.“

Das Hotel vereint auf faszinierende Weise Elemente einer norwegischen Stabkirche, den Charme eines Schweizer Grandhotels und die Magie einer Filmkulisse. Sein graziles Erscheinungsbild täuscht – der starke Waterton-Wind ist hier berücksichtigt. Doch das Geheimnis der Standhaftigkeit liegt unter der Erde: dicke Stahlseile halten das Gebäude fest verankert. Ohne sie wäre es wohl schon als stilvoller Katamaran auf dem Waterton Lake unterwegs.



Als wir uns nähern, entdecken wir sie: Rehe. Dutzende. Ganz entspannt, als gehörten sie zum Inventar. Sie äsen genüsslich auf dem Hotelrasen und wirken dabei so heimisch, als hätten sie bereits eine Zimmerbuchung inklusive Frühstück. Es scheint sich herumgesprochen zu haben, dass es hier oben nicht nur Ruhe, sondern auch freundliche Zweibeiner gibt. Die Rehe posieren fast schon professionell für unsere Kameras – vielleicht sind sie Teil des Servicepakets.

Das Prince of Wales Hotel wurde 1927 von der amerikanischen Great Northern Railway gebaut – ein cleverer Versuch, wohlhabende US-Gäste in diese abgelegene kanadische Idylle zu

locken. Das Hotel war das einzige der Bahngesellschaft auf kanadischem Boden – ein Hauch von Exklusivität mitten im Nadelwald. Benannt wurde es nach dem damaligen Prince of Wales, dem späteren König Edward VIII. Der hatte zwar nie Zeit, hier persönlich vorbeizuschauen – aber sein Name hat dem Hotel trotzdem königlichen Glanz verliehen.

Heute allerdings bleibt die Tür für uns geschlossen: Das Hotel wird renoviert. Keine heiße Schokolade in der berühmten Lounge, kein Keks auf königlichem Porzellan, kein Pianist, der im Hintergrund eine sanfte Melodie anschlägt. Aber das wichtigste bleibt: das Panorama. Das kostet keinen Eintritt und ist jederzeit geöffnet.

Wir stehen vor dem Hotel und lassen den Blick schweifen: das glitzernde Türkis des Upper Waterton Lake, das kleine Städtchen tief unten im Tal, und die umliegenden Berge, die in der Nachmittagssonne wirken, als würden sie zufrieden vor sich hindösen. Vielleicht ist das sogar die perfekte Art, diesen Ort zu erleben – ohne Tassenklimmern, ohne Gedränge, dafür in aller Ruhe. Nur wir, der Wind, ein paar Rehe – und das Gefühl, ganz kurz Teil einer royalen Postkarte zu sein.

Zurück auf dem Campingplatz lassen wir es uns gut gehen: Sonne pur, 25 °C – perfekte Bedingungen, um die Campingstühle auszupacken. Unsere piepsenden Dauergäste – die Ziesel – sind natürlich sofort zur Stelle und hoffen auf Brotkrumen. Sogar der Rabe gesellt sich dazu, wird von den Hörnchen aber komplett ignoriert. Hier herrscht ein klares Nahrungshierarchiesystem: Erst Ziesel, dann lange nichts. Wir überlegen, ob wir die piepsenden Ziesel als Haustiere exportieren sollten – entscheiden uns dann aber doch für die umweltfreundliche Variante.

Waterton Lakes

Heute ist Bergfest – wir haben die Hälfte unserer Reise bereits hinter uns. Grund genug, diesen Meilenstein angemessen zu feiern. Im beschaulichen Waterton, dem einzigen Ort im Waterton Lakes Nationalpark, ist die Auswahl an Restaurants überschaubar – aber was es gibt, hat Charme. Wir landen im Trappers

Restaurant, einem urigen Lokal mit rotweißkarierten Tischdecken, viel Holz und jeder Menge Herzblut.

Waterton wirkt auf den ersten Blick wie ein verschlafener Rückzugsort für Sommerfrischler. Einige hübsche Holzhäuser mit liebevoll dekorierten Veranden, Blumen, die in alten Gießkannen blühen, ein kleiner Supermarkt, gemütliche Cafés, ein paar Souvenirläden und eine Tankstelle – das war's fast schon. Aber was dem Ort an Größe fehlt, macht er durch Atmosphäre locker wieder wett. Eingebettet zwischen steil aufragenden Bergen und dem türkisblauen Upper Waterton Lake, strahlt Waterton eine fast unwirkliche Ruhe aus.

Während wir noch die Speisekarte durchforsten (Kanadisch-Deutsches Wörterbuch inklusive – man will schließlich wissen, was man bestellt), tritt eine ältere Dame an unseren Tisch. „BRAUCHEN SIE HILFE BEIM ÜBERSETZEN?“ fragt sie freundlich.

Sie stellt sich als Isolde vor. Ursprünglich kommt sie aus Sachsen Anhalt, erzählt uns von ihrer bewegenden Familiengeschichte: Ihre Familie floh an Heiligabend 1953 aus der DDR nach Westberlin – ein Freund ihres Vaters hatte sie rechtzeitig vor einer drohenden Verhaftung gewarnt. Die Familie von Isolde verschlug es nach Kanada, wo sie dieses Restaurant gründete. Heute führt ihr Sohn den Betrieb, aber Isolde hilft noch immer gerne mit – und noch lieber erzählt sie.

Von ihr erfahren wir auch, wie es hier im Winter aussieht – oder besser: wie wenig. „Im Januar leben hier vielleicht noch zwanzig Leute“, sagt sie schmunzelnd. „Der Rest ist abgereist oder hat sich hinter meterhohen Schneewällen verschanzt.“

Isolde zeigt uns Fotos mit Dächern, die nur noch wie kleine Hügel aus der weißen Fläche ragen, verlassene Straßen, der zugefrorene See. Ein Waterton im Winterschlaf – still, eingeschneit, fast vergessen. Kein Hotelbetrieb, keine geöffneten Restaurants, kein Supermarkt. Nur ein paar unerschütterliche Parkmitarbeiter und Überzeugungstäter, die den Winter hier freiwillig verbringen. „Es ist wunderschön“, sagt sie, „aber man muss Stille und Schnee wirklich lieben.“ Sie selbst überwintert lieber in Florida.

Jetzt aber ist Frühling – das Leben kehrt zurück. Wanderer mit Rucksack, Radfahrer, Touristen mit Eiswaffeln in der Hand flanieren durch die Straßen. Die Sonne glitzert auf dem See, die Luft riecht nach frischem Gras, und es wirkt fast mediterran leicht hier, mitten in den kanadischen Rockies.

Während draußen die Abendsonne langsam hinter den Bergen versinkt und den Himmel in warmes Gold taucht, lauschen wir weiter Isoldes Geschichten. Es sind Begegnungen wie diese, die eine Reise nicht nur bereichern, sondern unvergesslich machen – kleine Zufälle, aus denen große Erinnerungen werden.

Und das Essen? Ein Gedicht.

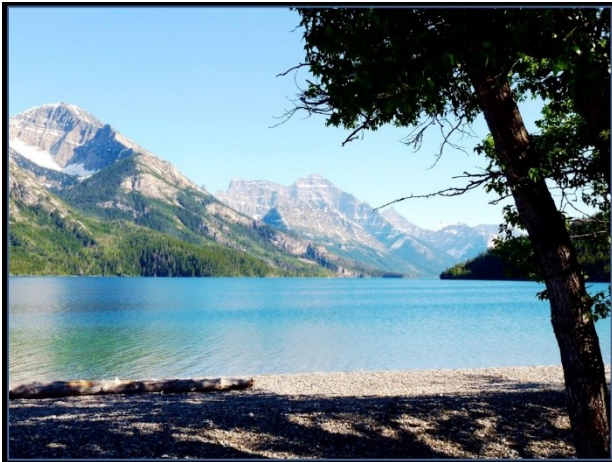
Norbert wählt ein klassisches Beefsteak mit cremigem Kartoffelbrei – solide, herzhaft, genau sein Ding. Ich entscheide mich für eine zarte Hühnerbrust, verfeinert mit Prärie-Heidelbeeren – einer fruchtigen Mischung aus wilden Heidel- und Preiselbeeren, typisch für diese Region. Dazu gibt's Krautsalat und ein ofenwarmes Brötchen, das schon beim ersten Bissen nach Zuhause schmeckt.

Zum krönenden Abschluss: ein Irish Coffee, gekrönt von einer sahnigen Haube, die beim ersten Schluck verheißungsvoll zusammenfällt wie ein Soufflé in Zeitlupe. Ein kulinarischer Höhepunkt – oder, sagen wir: ein genussvoller Halbzeitmoment, der sich anfühlt wie ein kleines Fest.

Nach dem Essen spazieren wir zum nahegelegenen Wasserfall, der im letzten Licht des Tages silbrig glitzert. Doch was als Verdauungsspaziergang beginnt, wird schnell zum kleinen Wildlife-Erlebnis: Rehe grasen seelenruhig am Wegesrand, Mufflons stolzieren über gepflegte Rasenflächen – ganz so, als hätten sie die Macht für diesen Ort schon längst übernommen. Der Mensch ist hier eher Gast als Herr, das spürt man mit jedem Schritt. Die Tiere begegnen uns mit einer Mischung aus Gelassenheit und höflicher Gleichgültigkeit – höchstens ein flüchtiger Blick, wenn wieder jemand mit Kamera und „Ohhh“-Gesicht auftaucht.

Zurück am Wohnmobil lassen wir den Abend bei einem Glas Wein ausklingen. Kanada hat uns heute wieder einmal gezeigt, worauf es ankommt: dramatische Landschaften, eine Natur in Farbexplosion, echte Begegnungen – und diese zuckersüßen Ziesel, die sich mit der Lässigkeit kleiner Gauner ein Brotkrümel-Nachtmahl sichern.

Morgen geht's weiter, auch wenn sich am Himmel erste Wetterlaunen andeuten. Aber nach einem Tag voller Herzensmomente, Wärme und wilder Wunder fühlen wir uns bestens gerüstet. Egal, was kommt.



TIERISCHE BEGEGNUNGEN

9. Juni – Banff – Abraham Lake

Heute steht uns ein langer, landschaftlich spektakulärer Tag bevor – also raus aus den Federn! Um 7:00 Uhr sind wir schon wach, bereit für neue Abenteuer. Ein Blick aus dem Fenster dämpft die Euphorie kurz: grauer Himmel, dicke Wolkendecke, Temperaturen irgendwo zwischen „frisch“ und „Handschuhpflicht“. Aber wir bleiben optimistisch – bisher hat Kanada uns wettertechnisch fast immer überrascht, oft in letzter Minute.

Nach einem gemütlichen Frühstück im warmen Wohnmobil – draußen ist es einfach zu ungemütlich – starten wir um 9:00 Uhr. Und siehe da: erste Sonnenstrahlen schieben sich tapfer durch die Wolken. Die Berge liegen in zarten Nebelschleiern und wirken, als hätte jemand eine Aquarellpostkarte zum Leben erweckt. Ein gutes Omen.

Zunächst folgen wir dem Trans-Canada Highway 1, der zwar schnell, aber auch eher zweckmäßig durch die Landschaft zieht. Doch dann – wie echte Genießer – biegen wir auf den alten Canada-Highway 1A ab, der sich in weiten Kurven durch die Natur schlängelt. Und das ist keine gewöhnliche Straße – das ist Kanadas Nostalgie-Autobahn.

Der Highway 1A

Er war früher Teil der Hauptverkehrsverbindung quer durchs Land, bevor der heutige Trans-Canada Highway als Schnellstraße gebaut wurde. Heute ist der 1A ein Geheimtipp für alle, die langsamer reisen wollen – ein Weg voller Panoramablicke, kleiner Parkbuchten, Wildblumenwiesen und mit deutlich weniger Verkehr. Die Strecke führt durch dichte Wälder, vorbei an idyllischen Flüssen und eröffnet immer wieder grandiose Ausblicke auf die Rockies. Hier darf man das Fenster runterkurbeln, den Fahrtwind genießen und bei jedem „Oh, wie schön!“ spontan anhalten – so funktioniert entschleunigtes Kanada.

Und als hätten sich die Tiere auf diesen Klassiker ebenfalls eingeschossen, gibt's auf dem 1A das volle Naturprogramm. Ein paar parkende Autos am Straßenrand – das ultimative Wildtier-Frühwarnsystem in Kanada. Und tatsächlich: Ein majestätischer Hirsch mit stattlichem Geweih steht da, als würde er extra für uns posieren. Neben ihm seine Gefährtin – entspannt, erhaben, offenbar nicht im Geringsten beeindruckt von all den Kameras, die jetzt klickend auf sie gerichtet sind.

Kaum sind die Fotos im Kasten, folgt der nächste Starauftritt: Ein Schwarzbär trottet seelenruhig über die Straße. Norbert reißt die Kamera hoch, ich greife zum Handy – doch offenbar hat der Bär seinen eigenen Zeitplan. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit verschwindet er im Unterholz. Ein Bär im Eiltempo – vermutlich medienmüde. Oder einfach einer dieser Bären, die sich bei Fotos grundsätzlich zieren.

So beginnt unser Tag auf dem Canada-Highway 1A – langsam, voller Natur, mit Tieren am Wegesrand und einem Hauch Abenteuerromantik. Und wir haben das Gefühl: Heute wird's gut.

Johnston Canyon

Unser erster geplanter Stopp: Johnston Canyon. Vom Parkplatz aus führt ein gut ausgebauter Wanderweg direkt hinein in eine der eindrucksvollsten Schluchten der kanadischen Rockies. Der Weg schlängelt sich über hölzerne Stege und kleine Brücken, mal dicht an der Felswand entlang, mal über rauschendes Wasser hinweg – ein echtes Naturerlebnis, das auch ohne große Höhenmeter sofort verzaubert.

Wir wandern die gut 2,5 Kilometer bis zu den Lower Falls, begleitet vom stetigen Rauschen des Wassers und dem Duft feuchter Erde und Wald. Der Canyon ist wildromantisch, fast märchenhaft – eine grüne Oase aus Moos, Farnen und tosenden Wasserfällen. Schließlich erreichen wir eine kleine Plattform, von der aus man die Lower Falls aus nächster Nähe bestaunen kann. Das Wasser stürzt mit voller Kraft durch eine enge Felsspalte, türkisfarben,

schäumend, lebendig. Ein schmaler Felstunnel führt noch näher an das Naturschauspiel heran – man kann die Gischt fast schmecken.



Die Upper Falls mit ihren über 30 Metern Höhe bleiben heute außen vor – der Zeitplan ist knapp, und die Inkpots, jene berühmten mineralhaltigen Quellen, die am Ende des Trails in sattem Blau und Grün aus dem Waldboden sprudeln, müssen auf das nächste Abenteuer warten. Ein bisschen Wehmut schwingt mit – aber auch die Vorfreude, irgendwann wiederzukehren.

Auf dem Rückweg begegnen wir einem kleinen, pelzigen Verhandlungskünstler: Ein Streifenhörnchen, kaum größer als eine Hand, hat es auf den Apfel einer Wanderin abgesehen. Es setzt seinen süßesten Blick auf, mit großen dunklen Knopfaugen und zarten Pfoten am Boden. Doch die Frau bleibt standhaft – keine Bissen für Bittsteller. Wir lachen, und irgendwie möchten wir ihm etwas geben, aber wir wissen: Füttern ist verboten – der Wildnis zuliebe.

Weiter geht's Richtung Lake Louise, mit mehreren Stopps zum Fotografieren – die Bergwelt ist einfach zu schön, um einfach nur durchzufahren. Plötzlich: wieder ein Tier! Etwas läuft über die Straße – wir denken kurz an einen Hund. Doch je näher wir kommen, desto klarer wird das Bild – ein Wolf! Majestätisch und mit gelassener Eleganz trabt er auf die Wiese neben der Fahrbahn, als wäre er Teil eines gut inszenierten Films. Eine Weile begleitet

er uns, läuft in aller Ruhe in dieselbe Richtung – still, wachsam, ganz bei sich. Ein Gänsehautmoment, wie ihn nur die Wildnis schenken kann.



So viele tierische Begegnungen an einem einzigen Tag – es fühlt sich an wie eine private Vorstellung im größten Naturkino der Welt.

Noch bevor wir den berühmten Lake Louise ansteuern, machen wir einen Abstecher zum Moraine Lake – ein Ort, den ich mir besonders vorgenommen habe. Beim letzten Mal war der Weg im Mai noch tief verschneit, die Straße gesperrt. Diesmal aber ist sie offen – und schon die Anfahrt ist ein Erlebnis für sich. Die Straße windet sich durch alpine Landschaft, immer höher hinauf, vorbei an dichten Wäldern und glitzernden Schneeresten. Über den Baumwipfeln tauchen sie langsam auf: die Ten Peaks, jene majestätischen Gipfel, die den See bewachen wie eine stumme, steinerne Kathedrale. Der Parkplatz ist gut gefüllt – kein Wunder bei so viel Schönheit – doch mit etwas Glück ergattern wir einen Stellplatz. Ein paar Schritte nur, dann liegt er vor uns:

Moraine Lake

Tief türkis, als hätte jemand einen Tropfen Himmel in die Erde gegossen. Still, klar, vollkommen. Der See ruht inmitten einer Szenerie, die so surreal schön ist, dass man kurz vergisst zu atmen:

Schnee auf den Gipfeln, dunkle Fichten am Ufer, spiegelglatte Oberfläche. Und darüber ein Licht, das alles weichzeichnet, fast unwirklich.

Der Farbton des Wassers – dieses unwirkliche Türkis – entsteht durch sogenanntes Gletschermehl, feinste Steinpartikel, die durch die Bewegung des Gletschereises zerrieben und vom Schmelzwasser in den See gespült werden. Sie schweben im Wasser, reflektieren das Sonnenlicht – und lassen den See leuchten wie einen flüssigen Edelstein.

Sein Ursprung ist dramatisch: Ein massiver Felssturz, der sich am Ende der letzten Eiszeit ereignete, blockierte das Tal und staute das Wasser auf. Die Geröllmassen – die sogenannte Moräne – gaben dem See seinen Namen: Moraine Lake. So entstand dieser hochalpine Speichersee, ein stilles Relikt einer geologischen Urgewalt, das heute wirkt wie aus der Zeit gefallen.



Und auch für Wanderfreunde ist dieser Ort ein Geschenk: Der kurze Rockpile Trail führt auf eine kleine Anhöhe mit dem klassischen Postkartenblick – genau von hier stammt das berühmte Bild, das einst auf Kanadas 20-Dollar-Schein abgedruckt war. Wer etwas weiter wandern möchte, kann den Larch Valley Trail erklimmen: Im Herbst tauchen goldgelbe Lärchen das Tal in ein leuchtendes Farbenmeer – ein Naturschauspiel, das Wandernde aus aller Welt anzieht. Von hier aus startet auch der anspruchsvolle Aufstieg zum Sentinel Pass – ein echtes Abenteuer für geübte Bergsteiger. Doch Vorsicht ist geboten: Hinweisschilder mahnen zur Bärenvorsicht. Empfohlen wird das Wandern in Gruppen von mindestens vier Personen – denn hier gehört die Wildnis noch den Wildtieren.

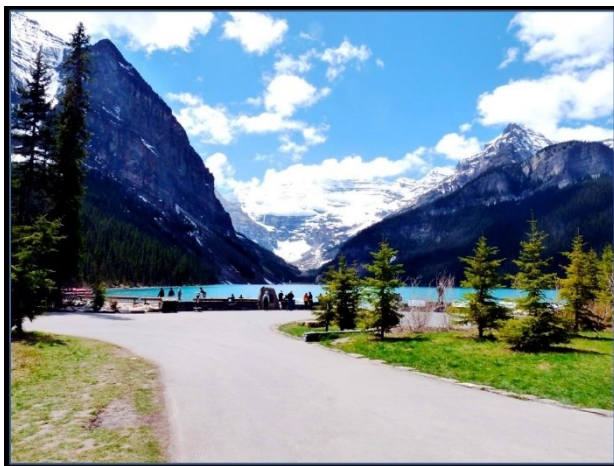
Direkt am See gibt es keine Campingplätze – das Gelände ist zu empfindlich, die Natur zu kostbar. Aber ein kleines Juwel wartet dennoch auf Übernachtungsgäste: Die Moraine Lake Lodge, stilvoll und eingebettet in die Landschaft, mit Blick aufs Wasser. Wer dort ein Zimmer ergattert, hat den See am Abend fast für sich – wenn die Tagestouristen verschwinden und die Berge im Abendlicht glühen.

Ich stehe einfach nur da, lasse den Blick schweifen, nehme jeden Moment in mich auf. Kein Foto, keine Beschreibung kann diesem Ort gerecht werden. Moraine Lake berührt nicht nur die Augen – er trifft mitten ins Herz. Für mich: der schönste See überhaupt. Ein stiller Lieblingsort. Vielleicht, weil er nicht einfach nur beeindruckt, sondern etwas in einem zum Klingen bringt. Eine tiefe, ruhige Freude.

Wir verweilen, so lange es geht – aber irgendwann ruft der Zeitplan, und auch der Lake Louise will noch gesehen werden. Der Abschied fällt schwer. Ich werfe einen letzten Blick zurück, als wir den Weg zum Parkplatz einschlagen. Der See schimmert noch einmal auf, fast wie ein Versprechen: Komm wieder. Ich warte.

Von den schroffen Höhen des Moraine Lake geht es wieder hinab – und schon bald erreichen wir den Lake Louise, diesmal in ganz anderem Licht.

Der See, vor wenigen Tagen noch teils mit Eis bedeckt, liegt nun fast vollständig frei da. Das letzte Weiß zieht sich in dünnen Streifen am Ufer entlang zurück, während das Schmelzwasser die Oberfläche bereits in jenes unwirklich schöne Türkis verwandelt hat, das diesem Ort seinen legendären Ruf verleiht.



Menschen sind viele da, aber das macht nichts. Irgendwie scheinen alle einen Moment still zu werden, wenn sie am Ufer stehen. Auch wir sagen erst einmal nichts. Wir schauen. Und staunen. Vor uns breitet sich das Panorama wie eine gemalte Kulisse aus – die steilen Bergflanken, die Wälder, die mächtige Gletscherzunge des Victoria Glacier, die still über dem Wasser thront. Alles spiegelt sich, nichts stört das Bild. Es ist einer dieser Orte, an denen man für einen Augenblick die Zeit vergisst. Wo das Herz ein bisschen langsamer schlägt, weil alles andere unwichtig wird.

Wir setzen uns auf eine Bank, hören dem leisen Plätschern der Wellen zu, dem Zwitschern der Vögel. Eine japanische Familie macht Fotos, ein kleines Mädchen sammelt begeistert Kieselsteine. Und dazwischen: wir. Einfach nur da.

Diese beiden magischen Seen – Moraine Lake und Lake Louise – werden für immer in unserer Erinnerung bleiben. Sie stehen sinnbildlich für jene stillen, kostbaren Momente, die wir an ihren Ufern erlebt haben: das Spiegeln der Berge im türkisblauen

Wasser, das leise Flüstern des Windes in den Bäumen, die Ehrfurcht angesichts einer Natur, die so vollkommen scheint, dass Worte kaum ausreichen.

Schließlich kehren wir zurück zum Wohnmobil. Bevor wir aufbrechen, machen wir noch einen strategisch klugen Stopp an der Tankstelle. Auf dem Icefields Parkway gibt es nämlich genau eine Möglichkeit zum Tanken. Und wie wir aus früheren Kanada-Erfahrungen wissen: Vorsicht ist besser als Abschleppen – besonders wenn der nächste Ort „in zwei Stunden Richtung Süden oder Norden“ liegt.

Beim Tanken kommen wir ins Gespräch mit einem älteren Ehepaar aus Massachusetts. Freundlich, herzlich, naturverliebt – wir geraten ins Schwärmen über das, was noch vor uns liegt. „Ihr werdet den Parkway lieben“, sagt er mit leuchtenden Augen. Ja – das tun wir schon nach den ersten Kilometern.

Icefields Parkway – die Traumstraße der Rockies

Denn dann beginnt sie – die Traumstraße durch die Rockies. Die Landschaft wird plötzlich noch dramatischer, noch weiter, noch farbtintensiver. Berge, Wasser, Himmel – alles im XXL-Format.

Herbert Lake

Unser erster Halt des Tages führt uns an einen Ort, der leicht übersehen werden kann – aber unvergesslich bleibt, wenn man ihn findet: Herbert Lake. Kaum von der Straße entfernt, liegt er da – klein, ruhig, verborgen wie ein gut gehütetes Geheimnis am Rande des Icefields Parkway.

Die Bäume rücken eng an seine Ufer heran, als wollten sie ihn beschützen. Das Wasser liegt still und klar vor uns, und es ist tatsächlich, als hätte jemand flüssigen Smaragd in eine steinerne Schale gegossen. Die Oberfläche glänzt im Licht der Morgensonne, auf ihr tanzen feine Wellen und Spiegelungen wie zerstreute Gedanken. Jeder Sonnenstrahl, der durch die Äste fällt, taucht das Wasser in ein noch tieferes Grün.

Eine einzelne Picknickbank steht da, mit Blick auf das stille Grün – als hätte jemand genau gewusst, dass man hier verweilen möchte. Wir folgen der stummen Einladung, packen Brot, Käse und ein paar Früchte aus, doch ehe wir zum ersten Bissen greifen, halten wir inne. Es ist einer dieser seltenen Momente, in denen alles einfach da ist: Licht. Stille. Weite.

Ein leises Summen liegt in der Luft, vielleicht von einer Mücke oder einer Fliege, die neugierig ihre Kreise zieht. Aus der Ferne rauscht der Wind durch die Baumwipfel, ein Eichhörnchen huscht durch das Unterholz. Keine Autos, keine Stimmen. Nur wir, der See – und ein Gefühl von tiefer, friedlicher Verbundenheit.

Hector Lake

Die Fahrt geht weiter, und erneut zeigt sich die Natur mit dramatischer Großzügigkeit. Der Icefields Parkway schlängelt sich durch ein Panorama von schroffen Bergflanken und gleißende Schneefelder. Dann öffnet sich hinter einer unscheinbaren Kurve die Landschaft wie ein Geheimnis: Der Hector Lake liegt vor uns.

Ein stiller, türkisfarbener Spiegel, gebettet in ein weites, unberührtes Hochtal. Gletscherzungen glitzern am Horizont, dunkle Fichten säumen das Ufer, und darüber wölbt sich der Himmel wie eine Kuppel aus Licht und Klarheit. Der See wirkt fast entrückt – nicht dramatisch, sondern würdevoll, leise, voller Tiefe.

Wir halten an einem kleinen Aussichtspunkt. Als wir aussteigen, spricht niemand. Man kann hier gar nicht laut sein – der Ort lässt es einfach nicht zu.

Der Hector Lake, benannt nach dem britischen Naturforscher James Hector, der 1858 als Teil der Palliser-Expedition diese Region erkundete, ist einer der größeren Seen entlang des Parkway – und gleichzeitig einer der ruhigsten. Viele Besucher rauschen an ihm vorbei, auf dem Weg zu den großen Namen weiter nördlich. Umso kostbarer fühlt sich dieser Moment an.

Wir stehen da, nehmen die Stille in uns auf – bis wir Gesellschaft bekommen: ein sympathisches Paar aus Luzern. Auch sie schweigen erst, wie wir. Dann sagt sie, mit einem Lächeln, das zugleich staunt und sich freut: „Wir haben ja Berge bei uns, aber das ...“



Sie zeigt mit der Hand über das Panorama. Dann verstummt sie – nicht, weil ihr die Worte fehlen, sondern weil sie spürt, dass es sie hier nicht braucht.

Für einen Moment sind wir verbunden – durch den Anblick, das Licht, das große Staunen. Der See unter uns liegt wie ein flüssiger Edelstein, von Bergen eingefasst wie von der Hand der Zeit selbst. Die Luft riecht nach kaltem Stein, nach Tannenharz und ein wenig nach Ewigkeit.

Und obwohl wir später wieder weiterfahren, bleibt dieser eine Augenblick zurück – als wär's ein Foto, das sich nicht auf Papier, sondern irgendwo tief im Inneren eingegraben hat.

Bow Lake

Dann geht es weiter – ein paar Kurven noch, und plötzlich weitet sich das Tal: Der Bow Lake liegt vor uns. Breit, fast majestätisch, eingebettet in eine sanfte Mulde am Fuße der gewaltigen Bergflanken. Über ihm thront der Bow Glacier, dessen Eismassen

wie ein gefrorener Wasserfall die Felsen hinabkriechen – stumm, aber unaufhaltsam.

Der See selbst wirkt an diesem Morgen noch halb im Winterschlaf. Große Teile der Wasserfläche sind mit Eis bedeckt, das im Sonnenlicht flimmert wie aufgebrochene Kristalle. Einzelne Schollen treiben langsam dahin, stoßen aneinander, drehen sich – ein stilles Schauspiel der Elemente. Die Farben tangieren zwischen Stahlblau, Weiß und einem kalten Türkis, das aus der Tiefe zu leuchten scheint.

Bow Lake ist einer der größeren Gletscherseen entlang des Icefields Parkway und wird vom Bow River gespeist, der hier seinen Ursprung hat. Früher diente der See als Rastplatz für Pelzhändler, heute kommen Wanderer, Fotografen und stille Genießer. Kein Trubel, keine Infrastruktur – nur ein Parkplatz, ein paar Infotafeln und das Gefühl, weit weg von allem zu sein.

Ein Mann steht ebenfalls am Ufer. Wir stellen uns still neben ihn, nicken uns zu – diese wortlose Übereinkunft unter Reisenden, die wissen, dass man manche Orte nicht zerreden muss. Eine Weile schweigen wir gemeinsam, lassen die Landschaft für sich sprechen. Dann sagt er mit ruhiger Stimme, ohne den Blick vom Wasser abzuwenden:

„Den Peyto Lake dürft ihr nicht verpassen.“

Mehr braucht es nicht. Kein langer Vortrag, kein übertriebenes Schwärmen – nur dieser eine Satz, der hängen bleibt. Ich habe den See längst auf meiner Liste, wegen eines Bildes im Reiseführer, das mich sofort in seinen Bann gezogen hat. Und doch ist es etwas ganz anderes, wenn ein Einheimischer diesen Ort empfiehlt. Es verleiht dem Ziel eine neue Bedeutung – ein stiller Vertrauensvorschuss.

Wir atmen tief ein. Der Wind, frisch vom Gletscher herabwehend, trägt eine kühle Klarheit mit sich, die man fast schmecken kann. Dann brechen wir auf. Noch liegen viele Highlights vor uns, und der Tag ist schon fortgeschritten. Den Icefields Parkway sollte man nicht in Eile befahren – er ist keine Straße, er ist ein Erlebnis.

Peyto Lake

Also steuern wir den Peyto Lake an – mit leiser Vorfreude im Gepäck. Der Parkplatz ist bald erreicht, doch zum See selbst führt ein Anstieg: steil, verschneit, noch tief im Griff des Winters. Frühling? Noch keine Spur. Der Atem geht schneller, das Herz pocht, während wir uns Schritt für Schritt nach oben arbeiten. Dann, hinter einer Wegbiegung, blitzt etwas Blau zwischen den Bäumen auf – ein Versprechen.

Kurz darauf erreichen wir den Aussichtspunkt. Und da liegt er: Der Peyto Lake – wie ein kostbarer Edelstein in einer silbernen Fassung aus Schnee und Fels. Ein Teil der Wasseroberfläche ist noch vom Eis bedeckt, aber dort, wo es taut, schimmert ein sattes Blau, das fast unwirklich wirkt. Der See zieht sich in ein langes, schmal zulaufendes Tal hinein – und aus dieser Perspektive erinnert seine Form tatsächlich an den Kopf eines Wolfs. Kein Zufall, sondern Namensgeber: Bill Peyto, ein Trapper, Bergführer und legendärer Wildhüter, der Anfang des 20. Jahrhunderts in dieser Region lebte, gab dem See seinen Namen. Manche sagen, sein wilder Geist wache noch heute über das Tal.



Die umliegenden Gipfel, noch tief verschneit, spiegeln sich in der glatten Wasseroberfläche. Das Panorama ist weit, klar, überwältigend. Am Ende des Tals sehen wir die Linie des Icefields

Parkway, der sich weiter durch die Rocky Mountains zieht – ein Band aus Asphalt zwischen Himmel und Geschichte.

Was den Peyto Lake so unvergleichlich blau erscheinen lässt, ist ein Naturphänomen: der sogenannte Gletscherschliff – auf Englisch rock flour. Wenn der Peyto-Gletscher im Sommer schmilzt, trägt das Wasser feinste Gesteinspartikel mit sich, die durch Jahrtausende des Drucks und der Bewegung zu mikroskopisch feinem Staub zermahlen wurden. Diese Partikel schweben im Wasser und brechen das Sonnenlicht so, dass vor allem Blau- und Grüntöne reflektiert werden. Das Resultat: ein Türkis, das je nach Sonnenstand und Jahreszeit zwischen Azur, Smaragd und Eisblau wechselt – als würde das Wasser seine eigene Sprache sprechen.

Diesen Anblick kann man nie vergessen.

Die Waterfowl Lakes

Die Fahrt auf dem Icefields Parkway führt uns weiter durch die grandiose Landschaft der kanadischen Rockies. Hinter einer sanften Kurve öffnet sich ein weites Tal – und plötzlich liegen sie vor uns: die Waterfowl Lakes. Zwei stille, türkisgrüne Seen, eingebettet zwischen Bergflanken und Wäldern. Der untere See schmiegt sich direkt an die Straße, der obere liegt etwas abseits, versteckt hinter einem dichten Gürtel aus Tannen und Fichten.

Hier wird es auf einmal still. Fast andächtig. Der Verkehr scheint zu verstummen, als hätte auch er begriffen, dass dieser Ort nicht gestört werden will. Nur das Zwitschern einiger Vögel und das leise Schmatzen kleiner Wellen am Ufer begleiten uns. In der spiegelglatten Wasseroberfläche zeichnen sich die umliegenden Gipfel ab – schroff, verschneit, majestätisch – wie ein bewegungsloses Echo der Landschaft.

Die Waterfowl Lakes gehören nicht zu den bekannten Hotspots des Banff- oder Jasper-Nationalparks. Es gibt keine Reisebusse, keine Schilder mit Superlativen, keine Souvenirläden. Und gerade das macht sie besonders. Wer hier Halt macht, sucht nicht das Spektakuläre, sondern das Echte.

Der Name der Seen verweist auf ihre gefiederten Besucher: Waterfowl – Wildvögel wie Enten, Gänse oder die legendären Loons, die kanadischen Eistaucher. Ihr klagender, weittragender Ruf gilt vielen als Soundtrack der nordischen Wildnis. Im Frühling und Herbst wird das Gebiet zum Geheimtipp für Vogelbeobachter – dann sammeln sich die Tiere hier, bevor sie weiterziehen.



Wer länger verweilen möchte, findet einfache Wanderwege entlang des Ufers oder kleine, kaum markierte Pfade, die in die angrenzenden Wälder führen. Keine große Inszenierung – aber genau darin liegt der Reiz: ein Ort, der sich nicht aufdrängt, sondern einlädt.

Ein rustikaler Campground liegt in der Nähe, direkt am See. Wer hier übernachtet, erlebt die Rockies in einem anderen Takt: Wenn am Morgen feiner Nebel über dem Wasser liegt, die Berge in goldenes Licht getaucht werden und das erste Vogellied durch die Stille dringt, dann hat man das Gefühl, an einem der letzten friedlichen Orte dieser Welt zu sein.

Die Waterfowl Lakes sind keine Postkartenstars – aber sie bleiben im Herzen. Vielleicht gerade deshalb. Sie erinnern uns daran, dass nicht immer das Große laut sein muss – manchmal genügt ein stiller See, ein Blick, ein Atemzug.

Der Mistaya Canyon

Wenige Kilometer nördlich der Waterfowl Lakes, unscheinbar an einer kleinen Parkbucht gelegen, beginnt einer der eindrucksvollsten Abstecher des Icefields Parkway: der Weg zum Mistaya Canyon. Kein großes Besucherzentrum, kein Gedränge – nur ein kurzer, breiter Pfad, der durch lichten Wald führt, begleitet vom leisen Rauschen, das mit jedem Schritt lauter wird.

Wie aus dem Fels gebissen hat sich der Mistaya River über Jahrtausende durch das weiche Kalkgestein gegraben. Die Schlucht ist eng, wild, uralt – und das Wasser stürzt mit schäumender Wucht hindurch, tosend, schlagend, unaufhaltsam. Die Formationen sind wie Skulpturen: glattgeschliffene Kurven, tiefe Gumpen, überhängende Kanten, dunkle Höhlen. Fast meint man, der Canyon hätte eine eigene Sprache – das rhythmische Grollen, das aus dem Herzen des Berges zu kommen scheint.



Ein schmaler Felsbogen überspannt die Schlucht – ohne Geländer, ohne Brimborium. Nur Natur. Wer ihn betritt, tut das auf eigene Verantwortung – und mit leicht erhöhtem Puls. Doch von hier oben bietet sich ein spektakulärer Blick auf die Urgewalt des Wassers. Der Kontrast zwischen dem ruhigen Himmel über den Bergen und dem wilden Element unter den Füßen ist atemberaubend.

Der Mistaya Canyon ist kein Ort zum Verweilen mit Picknickdecke. Er ist ein Ort, der dich anspringt, dich rüttelt, dich daran erinnert, wie kraftvoll Natur sein kann – ohne große Bühne, ohne Eintrittskarte. Wer weitergeht, findet hinter dem Canyon noch kleine Pfade entlang des Flusses, stille Aussichtspunkte, Moose und Farne. Aber das Herzstück bleibt die Schlucht selbst – wie ein offener Mund der Erde, durch den das Wasser spricht.

Es geht weiter und wir erreichen bald

Saskatchewan Crossing

Mitten im Herzen der Rockies, dort, wo sich nichts als Berge, Wälder und endlose Weite zu verlieren scheinen, liegt ein seltsamer Knotenpunkt der Zivilisation: Saskatchewan Crossing. Kein Ort zum Bleiben, eher ein Ort zum Durchschnaufen – und doch voller Geschichten.

Hier kreuzen sich nicht nur Straßen, sondern auch Wasserwege: North, South und Middle Saskatchewan River fließen unweit zusammen und bilden den mächtigen Saskatchewan River, der sich später durch endlose Prärien zieht, bis hin zum Lake Winnipeg. Früher war dies ein wichtiger Treffpunkt für Pelzhändler und First Nations – eine Kreuzung der Kulturen, lange bevor es Straßen und Tankstellen gab.



Heute ist Saskatchewan Crossing der einzige Ort am gesamten Icefields Parkway, an dem man tanken, essen oder einen Kaffee mit Blick auf die Berge genießen kann. Ein Versorgungsstützpunkt in der Wildnis. Wer hier hält, tut das meist nicht nur aus praktischen Gründen – man ist auch irgendwie neugierig. Auf die seltsame Mischung aus Motel, Mini-Supermarkt, Souvenirladen und Tankstelle. Und auf die Menschen, die hier ankommen: Wanderer mit staubigen Stiefeln, Motorradfahrer mit Wind im Gesicht, Wohnmobilreisende mit knurrendem Magen.

Hier spürt man, wie dünn der Faden ist, der Zivilisation und Wildnis verbindet. Wer weiter will, muss jetzt entscheiden: Nach Norden, hinein ins Eis des Columbia Icefields? Oder nach Osten, Richtung Abraham Lake und die kargen Ausläufer der Rockies?

Wir entscheiden uns für die Richtung Osten – unser Ziel ist der Abraham Lake. Die andere Richtung nehmen wir morgen.

Highway 11

Wir verlassen den berühmten Icefields Parkway bei Saskatchewan Crossing und biegen ab auf den Highway 11. Er trägt den Beinamen „David Thompson Highway“, zu Ehren des großen Entdeckers und Kartografen, der im frühen 19. Jahrhundert weite Teile Westkanadas erschloss und dabei selbst kaum mehr als ein Kanu und einen Kompass zur Verfügung hatte.

Heute ist es ein gut ausgebauter Highway, aber dennoch fühlt es sich an, als würden wir ein wenig abseits der bekannten Pfade reisen. Ein Seitenweg? Vielleicht. Aber einer, der sich lohnt. Denn kaum sind wir vom viel befahrenen Parkway abgebogen, beginnt eine andere Welt – ein anderes Kanada: rauer, einsamer, ursprünglicher. Hier gibt es keine Aussichtspunkte mit Busparkplätzen, keine Reisegruppen, keine Cafés mit Zimtschnecken. Stattdessen: Stille, Weite, Wind.

Plötzlich – ein unerwartetes Schauspiel. Rauch steigt über den Wipfeln der Bäume auf, ein Waldbrand, vielleicht durch Blitzschlag ausgelöst oder durch Leichtsinn. Die Feuerwehren sind bereits vor Ort, gelbe Schutzanzüge leuchten im Dunst, Helikopter kreisen am

Himmel. Die Straße bleibt frei, doch die Luft ist erfüllt von einem intensiven Geruch nach verbranntem Holz, nach Asche – und nach Wildnis. Ein flüchtiger Blick auf die Kraft der Natur – und darauf, wie klein wir eigentlich sind.

Die Zivilisation tritt zurück, Kilometer für Kilometer. Kein Netz. Kein Kaffee-to-go. Keine Tankstelle weit und breit. Stattdessen: Elchspuren im Staub am Straßenrand. Adler, die über den Baumwipfeln kreisen. Windböen, die das Wohnmobil sanft, aber spürbar ins Schaukeln bringen. Die Landschaft ist nicht laut. Sie posaunt ihre Schönheit nicht hinaus. Aber sie wirkt – tief, nachhaltig, fast ehrfürchtig.

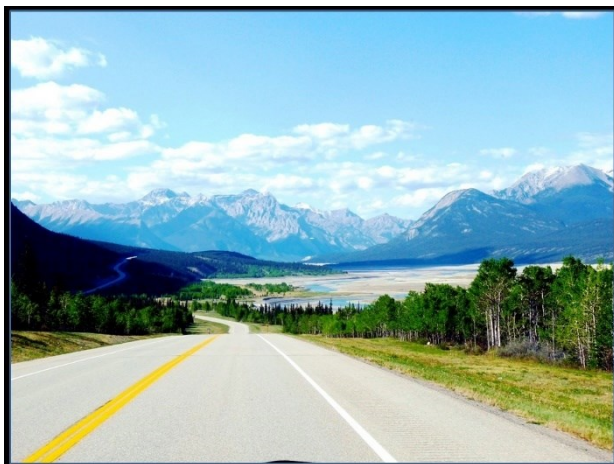
Es sind 43 Kilometer bis zum Abraham Lake, und in dieser ganzen Zeit begegnen wir nur einem einzigen anderen Fahrzeug. Links ragt der Fels empor, rechts fällt das Gelände in ein weites Tal ab. Darüber nur Himmel. Es ist eine Strecke, die man nicht einfach „fährt“ – man durchquert sie, erlebt sie. Jeder Kilometer verstärkt das Gefühl, irgendwo zu sein, wo die Welt noch wild ist.

Der Highway folgt zunächst dem Lauf des Saskatchewan River, der sich wie ein silbernes Band durch die Landschaft windet. Schließlich öffnet sich das Tal, der Wald weicht zurück – und dann liegt er plötzlich vor uns: der Abraham Lake. Ein türkisblauer Riese, eingerahmt von rauen Bergen, so klar und weit, dass man den Atem anhält. Ein Ort, der nicht auf Postkarten lächelt, sondern einem direkt ins Herz schaut. Und während wir aussteigen und den Wind spüren, wissen wir: Manche Abzweigungen sind keine Umwege. Sie sind der Weg.

Abraham Lake

Schon aus der Ferne wirkt er ungewöhnlich: der Abraham Lake, langgestreckt, türkisblau – fast unwirklich inmitten der rauen Bergwelt östlich der Rockies. Doch wer glaubt, hier einen weiteren Gletschersee wie aus dem Banff-Bilderbuch vor sich zu haben, liegt falsch. Der Abraham Lake ist kein Kind der Natur, sondern ein Werk des Menschen – und trotzdem von wilder Schönheit.

Entstanden ist der See 1972 durch den Bau des Bighorn-Staudamms, der den North Saskatchewan River aufstaut. Benannt wurde er nach Silas Abraham, einem Métis-Führer, der in der Region lebte. Mit 32 Kilometern Länge ist der Abraham Lake der größte künstliche See Albertas – doch sein Charakter ist alles andere als künstlich. Die Farbe des Wassers – ein milchiges, intensives Türkis – verdankt er dem Gletschermehl aus den Zuflüssen der Rockies, das sich in der Stausee-Oberfläche sammelt.



Und dann gibt es noch ein Phänomen, das den See berühmt gemacht hat: die gefrorenen Methanblasen. Im Winter steigen aus dem Sediment Methangasblasen auf, die unter dem Eis wie eingeschlossene Geister in Kettenformationen erstarren. Bei klarem Eis ergibt das spektakuläre Bilder – ein Traum für Fotografen, aber auch ein faszinierender Hinweis auf die Kräfte, die unter der Oberfläche wirken.

Im Frühling und Sommer zeigt sich der See hingegen rauer. Der Wasserstand schwankt stark, die Uferbereiche sind oft steinig, zerfurcht – beinahe mondlandschaftlich. Windböen jagen über die offene Fläche, und es kann schnell ungemütlich werden. Aber genau das verleiht dem Ort seinen Reiz: keine Postkartenidylle, sondern echte Naturgewalt. Ein See, der Platz lässt – für Gedanken, für Stille, für Staunen.

Rund um den See gibt es einige rustikale Campingplätze, darunter auch einfache Stellplätze mit Basisinfrastruktur. Wer hier übernachtet, wird mit Sonnenuntergängen belohnt, die die umliegenden Berge in Gold tauchen – und mit einer Abgeschiedenheit, die fast schon heilsam wirkt. Bären, Elche, Streifenhörnchen – man teilt das Gelände mit den echten Bewohnern der Wildnis.

Der Abraham Lake ist kein klassisches Ausflugsziel – er will gefunden werden. Viele Reisende ahnen nicht, welche besondere Schönheit sich hier verbirgt. Nur wenige biegen vom Icefields Parkway ab, um diesen versteckten Schatz zu finden.

Am Ziel erwartet uns ein kleiner, einfacher Campingplatz im Wald – mit überraschend guten Versorgungsanschlüssen. Wir stoßen auf diesen Tag an. Und wissen: Manchmal liegen die schönsten Etappen abseits der großen Routen.